**Das Haus am grünen Weg**

Lion Feuchtwanger

Unter den vielen merkwürdigen Gebräuchen, die wir Ju­den haben, rührte mich, als ich ihn das erste Mal begriff, am meisten der folgende. Am Eingangsabend des Osterfestes trinken wir Wein zur Feier der Errettung aus der ägypti­schen Sklaverei. Dem Becher aber entnehmen wir, bevor wir ihn leeren, zehn Tropfen zur Erinnerung an die zehn Plagen, mit denen die Ägypter geschlagen wurden. Der Gedanke an die Leiden unserer Feinde vermindert die Freude unseres Bechers, und zwar um zehn Tropfen.

Dieser Brauch hat mich als Knaben schon gelehrt, daran zu denken, daß auch meine Feinde Menschen sind, und nicht blind über ihre Niederlage oder ihren Untergang zu jubeln. Einmal aber beim Untergang eines Verhaßten habe ich mich trotzdem unbändig gefreut und war durchaus nicht gewillt, von dieser Freude auch nur *einen* Tropfen zu missen. Das war, als ich erfuhr, daß Staatsrat Franz Dierkopf von einer Bombe getötet worden sei.

Ich hatte Franz Dierkopf kennen gelernt im Hause des Professors Rapp in der rheinländischen Universitätsstadt Battenberg. Ich bereitete damals einen Roman ›Josephus‹ vor und beschäftigte mich mit Studien über die Anfänge des Christentums. Ich suchte Professor Rapp auf, weil er zu diesem Gegenstand mehrere Aufsätze veröffentlicht hatte, die mich besonders interessierten.

Professor Carl Friedrich Rapp mochte etwa fünfundsech­zig Jahre alt sein. Er war ein sehr kleiner Herr, das Gesicht mit dem ungewöhnlich breiten Mund war scharf zerfältelt, das lange Haar leuchtend weiß, aber die gescheiten, grim­mig spöttischen Augen unter der breiten Stirn schauten jung, hell und heftig.

Professor Rapp hatte sein Leben der Aufgabe gewidmet, aus den Überlieferungen über Jesus Christus das Histori­sche herauszuschälen. Er hatte immenses Wissen aufge­stapelt, er war im Jerusalem des ersten nachchristlichen Jahrhunderts besser zu Hause als in der Stadt Battenberg und kannte die Bergdörfer Galilaeas jener Zeit besser als die Ortschaften des Schwarzwalds oder des Taunus’. Er hatte neue, erregende Erkenntnisse gefunden. Aber die Streitbarkeit, mit der er seine Ansichten verfocht, hatte ihm viele Feinde verschafft, er hatte seinen Lehrstuhl auf­geben müssen und war dem breiten Publikum so gut wie unbekannt.

Er verhehlte nicht sein Vergnügen über das tiefe Interesse, das ich an seinen Aufsätzen nahm. Stolz und zärtlich zeigte er mir seine Bücher und Manuskripte, es waren Schätze darunter, um die ihn jeder Kenner beneidete.

Bei Tische dann lernte ich seine Frau und seine Tochter kennen. Frau Pauline Rapp war eine Dame von angeneh­men Sitten, gebildet, doch ohne viel Anteilnahme an den praktischen Vorgängen der Außenwelt. Die Tochter Hed­wig war von unauffälliger Hübschheit; mehr als hübsch waren ihre tiefen, klugen Augen.

Ich blieb länger in Battenberg, als ich vorgehabt hatte. Es gefiel mir in dem Haus am Grünen Weg. Das Haus lag außerhalb der Stadt zwischen Berg und Wald in heiter ern­ster Umgebung. Es war alt, die Launen und Geschmäcker von Geschlechtern hatten an ihm gebaut, es war kraus und verwinkelt, voll von Gängen und Treppen. Der Professor hatte es mit Liebe eingerichtet und seinem Wesen ange­paßt. Da war der riesige Schreibtisch – er stammte aus dem Refektorium des Klosters Benediktbeuren – mit dem ge­ordneten Wirrwarr darauf und dem Ausblick in die ruhige Vielfalt der Landschaft. Da waren in ihren Schränken und Gestellen die Bücher und Manuskripte. Da war eine an­tike Plastik, ein überlebensgroßer Frauenkopf, eine Si­bylle, wie der Professor mir erklärte. Versonnen starrte sie vor sich hin. Aber: »Finden Sie nicht,« meinte der Profes­sor, »daß sie, wenn die Gottheit über sie kommt, imstande ist, ›rasenden Mundes Ungelachtes und Ungeschminktes und Ungesalbtes zu reden‹?«

Rings um das Haus streckte sich mauerumschlossen, hü­gelig der Garten. Quer und kraus war auch er; ein großes Alpinum war da, italienisch bunt überranktes Mauer­werk, englischer Rasen und deutsche Baumgruppen. Stolz war der Professor vor allem auf seine schönen Ahorn­bäume. Das Haus war wie sein Besitzer, alt, still, in sich geduckt und doch strotzend von Leben.

Professor Rapp, verbittert durch die schlechten Erfahrun­gen mit seinen Fachkollegen, bezeigte mir, der ich seine Theorien ohne kollegiale Eifersucht mit sachlicher Wärme aufnahm, mit jedem Tag mehr Zuneigung. Es dauerte nicht lange, da eröffnete er mir sein großes Geheimnis.

Es war dies: Es gibt für das Leben und Wirken Christi kein Zeugnis eines profanen Schriftstellers aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert. Professor Rapp hatte nun, erklärte er mir voll Triumph, in einem Scholion ein Zitat aus dem ›Stemmata‹ eines gewissen Symmachos aus Milet entdeckt, das einen unzweideutigen Hinweis auf die Exi­stenz eines Mannes enthielt, der mehr Züge mit dem Jesus der Evangelien gemein hatte als irgend eine andere histo­risch beglaubigte Figur jener Zeit. Die Stelle schien zu­nächst dunkel und die Erklärung Professor Rapps um­wegig; aber seine Interpretation war deshalb nicht minder schlüssig. Mochte man seine Beweise und Folgerungen der schärfsten Nachprüfung unterziehen durch die Philo­logie oder durch die exakte Historie oder durch welche Wissenschaft immer, sie hielten stand. Wenn es in den Werken der heidnischen Schriftsteller des ersten Jahrhun­derts einen Passus gab, der als Zeugnis für die Existenz Christi angesprochen werden konnte, dann war es diese von Professor Rapp gefundene Stelle.

Der Welt verkünden wollte der Professor seine große Ent­deckung erst als den Mittelpunkt eines ›Leben Jesu‹, an dem er seit Jahren arbeitete. Bis zur Veröffentlichung die­ses Buches sollte die Stelle geheim bleiben. Auch mir zeigte er die Stelle nicht. »Es ist nicht so, daß ich Ihnen mißtraute, mein Lieber,« erklärte er mir naiv, liebenswür­dig und verschmitzt, »aber Sie begreifen, daß man einen solchen Schatz selbst vor Weib und Kind hütet. Ein verse­hentlicher Hinweis, und irgend ein alter, mißgünstiger Pergamentenschnüffler mißbraucht mir die Stelle, ›ver­wertet‹ sie und streift mir ihren ganzen Duft weg.« Profes­sor Rapp hatte sich also das Manuskript jenes Scholions gesichert, es lag zusammen mit seiner Deutung in einem Safe. »Hier ist der Schlüssel,« sagte er listig, grimmig, stolz und beschaute ihn liebevoll. »Aber wo das Bankfach ist, das dieser Schlüssel öffnet, das weiß niemand außer meiner Frau.«

Im Hause des Professors Rapp also traf ich jenen Franz Dierkopf, von dem ich im Eingang dieses Berichts gespro­chen. Er war, als ich ihn das erste Mal sah, nahe den Drei­ßig, ein hochaufgeschossener Mensch, sandblond von Haar, sehr hell von Haut, mit schnellen, blassen Augen. Er war Privatdozent an der Universität Battenberg, er ar­beitete auf dem gleichen Gebiet wie Rapp, er war des Pro­fessors Lieblingsschüler. Er ging ein und aus in dem Haus am Grünen Weg und war bei seinen Insassen überaus be­liebt. Die Beziehungen freilich zwischen ihm und Hedwig schienen kompliziert. Sie neckte ihn bösartig und mit An­spielungen, die einem Dritten unverständlich bleiben mußten. Er erwiderte höflich, doch wirkte diese Höflich­keit manchmal gezwungen, und wenn er sich unbeobach­tet glaubte, kam in seine blassen Augen ein böses Licht. Hedwig ihresteils, wenn er sich andern zuwandte, be­schaute ihn zuweilen mit dringlichem Blick, dabei, wie es mir vorkam, traurig, ja, gequält.

Ohne daß ich es zureichend hätte begründen können, mißfiel mir Dr. Dierkopf. Alles Rühmen, das Herr und Frau und Fräulein Rapp von ihm hermachten, kam nicht auf gegen den kleinen Widerwillen, den mir seine blassen, hurtigen Augen und seine allzu beflissene Liebenswürdig­keit einflößten.

Franz Dierkopf war, wie ich später erfuhr, von Geburt an mit dem Haus am Grünen Weg verknüpft. Seine Eltern hatten das Pförtnerhaus inne gehabt, sein Vater war Gärt­ner gewesen und hatte den Professor bedient, die Mutter hatte reine gemacht. Sie pflegte den kleinen Franz ins Haus mitzunehmen. Der Professor hatte Gefallen gefun­den an dem geweckten Jungen, der sich für die zahlreichen Bücher von Anfang an brennend interessiert hatte. Er er­zählte mir, wie einmal der große, schweinslederne Philo den kleinen Franz beinahe erschlagen hätte. Später dann hatte Rapp dem begabten Knaben das Studium ermög­licht, sehr großzügig, und ihm die Vorbedingungen einer aussichtsreichen Karriere geschaffen.

Ich traf den jungen Privatdozenten häufig, nicht nur im Haus am Grünen Weg. Einmal, im Ratskeller, saß er nicht weit von meinem Tisch in größerer Gesellschaft. Es war ein specknackiger Mann, mit dem er zusammen war, eine Frau und ein Mädchen, man hatte offenbar gut gegessen und viel getrunken, man war lärmend. Das Mädchen, jung, füllig, hübsch, stark gefärbt, etwas leeren Gesichtes, saß träg und lässig da und beschaute Dierkopf so, als ge­hörte er ihr.

Als seine Leute gegangen waren, kam Dierkopf herüber an meinen Tisch, und, vermutlich um den ungünstigen Eindruck zu verwischen, den ich gehabt haben mochte, gab er sich besonders offenherzig wie vor einem älteren, vertrauenswürdigen Freund. Herr Scheffler, mit dem ich ihn soeben zusammen gesehen hätte, sei ein guter Bekann­ter seines Vaters gewesen, erzählte er mir, sich gewisser­maßen entschuldigend. Franz Dierkopf hatte nur wenig getrunken, doch er vertrug nichts und sprach wohl mehr, als er wollte. Er erging sich ausführlich über das Haus am Grünen Weg. Halb ironisch, halb ernst erzählte er, wie ihm die Dinge dort Leben gewonnen hätten. Er erzählte anschaulich. Als kleiner Bub war er herumgereist um den riesigen Schreibtisch, es waren Entdeckungsreisen gewe­sen; gelegentlich auch, heimlich, war er hinaufgeklettert, da kauerte er zwischen den Papieren und Büchern, er fuhr auf dem Schiff, von dem Vater erzählt hatte, er fuhr übers wilde Meer, alles war voll Gefahr, aber ungeheuer interes­sant. Er war vor der Sibylle gestanden, klopfenden Her­zens, und hatte darauf gewartet, daß sie die Augen öffne. Der große Foliant des Philo war ein böses gefährliches Tier, er neckte es, erst hielt es still, aber dann hätte es ihn beinahe erschlagen. Er sei doch unzählige Male in das Haus gekommen, aber immer wieder, vertraute er mir an, habe er es betreten wie eine neue Welt voll Lockung und voll Drohung. Oft, als Kind, habe er sich dort gefühlt wie in der Kirche, jetzt noch komme er sich zuweilen vor wie ein Schuljunge in der Prüfung. Er verstand es, seine Ge­fühle zu übertragen, man sah, wie lebendig seine Bezie­hungen waren zu dem Haus, wie er voll war von Achtung, Begier, Neigung, Furcht, Neid.

Als sich ergab, daß ich um die große Entdeckung des Pro­fessors wußte, war er erst betreten. Dann aber wurde er noch vertraulicher. Er stellte geradezu schwärmerische Betrachtungen an über die Bedeutung des Fundes. Welch ein Gefühl müsse der Professor haben. Seit achtzehnhun­dert Jahren hätten die christlichen Kirchen jeder Färbung mit unendlichem Bemühen nach einer solchen Stelle ge­sucht. Dann, nicht ohne leise Bitterkeit, meinte er, eine solche Entdeckung zu machen, dazu gehöre außer Ver­dienst auch Glück. Zahllose Voraussetzungen müßten zu­sammenkommen, man müsse die Zeit und das Geld ha­ben, auf eine unbestimmte Idee hin ausgedehnte Reisen zu unternehmen, man müsse als Mäzen, als kaufkräftiger Sammler auftreten können, um Bibliothekare, Archivare, Antiquare in Bewegung zu setzen.

Lächelnd dann, als von einer kleinen, liebenswürdigen Schwäche, sprach Franz Dierkopf von dem eifersüchtigen Mißtrauen, mit welchem der Professor seinen Fund hü­tete. Er hatte das Zitat aus jenem Symmachos natürlich auch vor ihm verheimlicht. Das sei schade, meinte er. Denn wie immer die Stelle laute, es sei von unendlicher Wichtigkeit, welche Ausdeutung ihr gerade bei ihrer er­sten Veröffentlichung gegeben werde. Und wenn der Pro­fessor mich oder ihn oder uns beide an der ersten Darstel­lung eines auf eine zuverlässige historische Basis gestellten Christus mitarbeiten ließe, wenn er sich der Gestaltungs­kraft auch jüngerer Menschen bediente, so könnte das un­ter keinen Umständen schaden.

Aber der Professor blieb fest, und auch als sich zwei Mo­nate später Hedwig mit Franz Dierkopf verlobte, erklärte er grimmig und vergnügt, er vertraue Franz seine Tochter an, aber nicht die Stelle aus dem Symmachos.

Noch bevor die Vermählung Franz Dierkopfs mit Hedwig stattfand, kam Hitler zur Macht. Deutschland umnach­tete sich, Kunst und Wissenschaft hörten auf, die meisten Gelehrten und Künstler von Rang verließen das Land.

Professor Carl Friedrich Rapp blieb, wiewohl er als liberal galt und somit gefährdet war. Er wollte vermutlich seine große Arbeit, die ihrem Ende entgegenging, nicht unter­brechen, und er benötigte die Bücher, die er bestimmt nicht über die Grenze hätte mitnehmen dürfen.

Aus den Zeitungen erfuhr ich von seinem Tode. Was sich in den ersten Jahren des Dritten Reichs in dem Haus am Grü­nen Weg ereignet hatte, erfuhr ich von den Damen Pauline und Hedwig Rapp, die ich später in London traf.

Franz Dierkopf hatte sich an den Erörterungen, ob man aus Deutschland Weggehen solle, eifrig beteiligt. Er stimmte der Meinung des Professors bei, daß er seine Ar­beit nicht im Stich lassen dürfe, und da der Professor blieb, blieb natürlich auch er. Übrigens hatte sich Franz Dierkopf in keiner Weise politisch kompromittiert. Doch zeigte sich bald, daß er die Tochter des liberalen Professors schwerlich heiraten konnte, ohne seine Karriere zu ge­fährden, und so kam man im Haus am Grünen Weg über­ein, die Hochzeit aufzuschieben bis nach Hitlers Sturz, der ja nicht lange werde auf sich warten lassen.

Doch die Herrschaft Hitlers festigte sich. Professor Rapp litt an den Zuständen im Reich und kam mit seiner Arbeit nur langsam voran. Zudem wurde immer klarer, daß er für die Schublade schrieb, die Erkenntnisse des Professors widersprachen den Tendenzen der von den Nationalsozia­listen gegründeten Deutschen Kirche, und die Behörden hätten die Veröffentlichung seines Werkes nicht zugelas­sen.

Da machte Dierkopf den Vorschlag, der Professor möge doch ihn als Mitarbeiter zuziehen und ihm Einsicht in sein Material gewähren. Er traue sich Geschmeidigkeit genug zu, das, worauf es ankomme, so auszudrücken, daß es bei der Behörde keinen Anstoß erregen werde. Nur müsse eben, wenn er auch natürlich die Verdienste Professor Rapps um den Fund ins rechte Licht rücken werde, das Buch unter seinem, Dierkopfs, Namen segeln. Der alte Herr begriff lange nicht, worum es ging. Als er begriff, fuhr er auf Dierkopf los: »Lump,« und ließ ihn nicht mehr ins Haus.

Dierkopf ließ nicht locker. Er wandte sich an Hedwig. Setzte ihr auseinander, der Professor werde, wenn er hals­starrig bleibe, die Publikation des Materials wohl über­haupt nicht erleben; ja, man laufe Gefahr, daß es für im­mer verloren gehe. Endlos lange, erzählte Hedwig, habe Franz auf sie eingeredet, und so dringlich und besorgt habe er sich gegeben, daß sie, wiewohl sie doch im Inner­sten gewußt habe, daß er ein Lump sei, manchmal an die Ehrlichkeit seiner Argumentation geglaubt habe.

Ich konnte das begreifen. Ich stellte mir Dierkopf vor, wie er auf das Mädchen einsprach. Da stand er, lang, ge­schmeidig, gut anzuschauen, die blassen Augen tauchte er tief in die ihren, und mit seiner schmeichelnden Stimme redete er Worte, gemischt aus Scheinvernunft und Zärt­lichkeit.

Bisher hatte er’s vermieden, zum Dritten Reich und der von ihm gegründeten Kirche Stellung zu nehmen. Jetzt aber fühlten sich die neuen Herren stark genug, von jeder­mann ein eindeutiges Ja oder Nein zu verlangen. Es er­folgten Angriffe auf Dierkopf. Er mußte, wenn anders er sein Amt nicht verlieren wollte, klare Äußerungen tun. Er stand vor der Wahl, Verrat zu üben an seiner Wissenschaft oder das Reich zu verlassen. Es muß keine ganz leichte Wahl gewesen sein.

Er blieb. Er machte seinen Frieden mit dem Dritten Reich. Er sagte kein lautes und vernehmliches Ja, das lag ihm nicht, aber er sagte Ja. In einem Artikel in der ›Monats­schrift für Bibelkritik‹ vertrat er Thesen aus der Schule Professor Rapps wie früher. Doch er interpretierte sie jetzt auf eine neue, der Deutschen Kirche entgegenkommende Art. In einem zweiten Artikel bog er diese Thesen um, in einem dritten trugen sie das umgekehrte Vorzeichen wie bisher. Nun war der Christus der Passion abgelöst von jenem ›Christus, den germanische Fantasie geschaffen hatte, dem gotischen Krist des Schwertes.‹

Kurze Zeit nach dem Erscheinen dieses Artikels starb Pro­fessor Rapp.

Franz Dierkopf kam in das Haus am Grünen Weg. War erschüttert. Erbot sich, den Damen in jeder Weise zu hel­fen. Nahm teil an der Bestattung. Ließ sich nicht abhalten, zu reden. Schrieb Nachrufe, ›wohltönende, nichtssagende Nachrufe,‹ erläuterte Hedwig.

Sehr bald zeigte sich, worauf er hinaus wollte. Er erbot sich, den literarischen Nachlaß zu sichten und zu publi­zieren. Er deutete an, die Behörden könnten die Damen zwingen, ihnen den Nachlaß auszuliefern unter dem Vor­wand, den Prinzipien des Dritten Reiches zufolge sei Wis­senschaft Gemeingut, und Gemeinnutz gehe vor Eigen­nutz.

Mit heißem Bemühen suchte Dierkopf die Frauen zu überzeugen. Er mußte erkennen, daß sie festblieben. Er stellte seine Besuche im Hause am Grünen Weg ein.

Er heiratete Tilde Scheffler, die Tochter des Gauleiters, jenes specknackigen Mannes, mit dem ich ihn damals im Ratskeller gesehen hatte. Er erhielt den Lehrstuhl Profes­sor Rapps, den Titel Staatsrat.

Die Ordnung des Nachlasses Professor Rapps machte Schwierigkeiten. Die Damen Rapp wurden zur Polizei ge­laden. Die Tätigkeit des Professors, hieß es, wirke sich jetzt nach seinem Tode immer mehr im staatsfeindlichen Sinne aus. Seine Schriften würden von aufsässigen kirch­lichen Vereinigungen als Material benutzt. Es bestehe Ver­dacht, daß auch sein Nachlaß in diesem Sinne verwertet werden könnte.

Die Frauen wurden überwacht. Haussuchungen erfolg­ten. Die Freunde und Bekannten rückten ängstlich ab von den Verdächtigen.

Einmal dann wurde Hedwig allein zur Polizei geladen. Von diesem Gang kam sie nicht mehr in das Haus am Grü­nen Weg zurück.

Frau Pauline lief zur Polizei, lief von einem Amt zum an­dern, saß herum in den Vorzimmern der Staats- und der Parteibehörden. Niemand wußte etwas, niemand konnte oder wollte ihr Auskunft geben.

Zuletzt, in höchster Angst, wandte sie sich an Dierkopf. Der tat aufs Höchste erschrocken. »Warum sind Sie denn nicht gleich zu mir gekommen?« fragte er dann vorwurfs­voll. Er war ungeheuer besorgt und versprach, alles zu tun, was in seinen Kräften stehe.

Am andern Tag rief er an, er habe jetzt ausfindig gemacht, wo Hedwig sei, und er nehme an, auf seine und Vater Schefflers Fürsprache hin werde man sie nicht zu schlecht behandeln. Über die Gründe ihrer Festnahme indes habe er noch nichts ermitteln können.

Wieder den Tag darauf kam er in das Haus am Grünen Weg. Teilte Frau Pauline mit, die Behörde habe auf irgend eine Art Wind bekommen von jenem Material, das der Professor versteckt habe. Vielleicht habe Frau Pauline ein unvorsichtiges Wort fallen lassen, vielleicht auch ein Drit­ter, Unbekannter, dem der Professor von dem verborge­nen Manuskript gesprochen haben möge. Er, Dierkopf, wisse natürlich, daß es sich bei den hinterlassenen Papie­ren des Professors um rein wissenschaftliche Dokumente handle, aus denen man kein politisches Material schlagen könne. Aber wie solle man das einem Polizeigehirn klar machen? Es gebe wohl kein anderes Mittel, die Polizei von der politischen Harmlosigkeit des Materials zu überzeu­gen, als es ihr auszuhändigen.

Frau Pauline war verzweifelt. Dierkopf bat, drängte sie sanft, ihm den Inhalt jenes Safes zu übergeben. Er habe Hedwig geliebt, erklärte er, er liebe sie noch, er könne es nicht ertragen, sie länger im Lager zu wissen, und er ver­stehe nicht, wie Frau Pauline zögern könne. Sie weigerte sich. »Drei Tage lang weigerte ich mich,« erzählte sie, »drei Nächte lang schlief ich nicht.« Dann, zermürbt, teilte sie Franz Dierkopf mit, wo der Safe war, nämlich bei der Deutschen Bank in Stuttgart. Sie fuhren hin, Frau Pauline und Dierkopf, und öffneten das Bankfach.

Das Bankfach war leer.

Dierkopf, sonst ein höflicher Herr, brach aus. »Sie haben mich angelogen,« fuhr er auf Frau Pauline los. »Sie haben die Manuskripte entfernt. Aber man wird Ihnen auf die Schliche kommen.« Doch Frau Pauline war nicht weniger betroffen als er. Sie war vernichtet. Was sollte aus Hedwig werden, nun die Manuskripte nicht da waren?

Dierkopf sah, daß Frau Pauline ebenso peinvoll über­rascht war wie er selber. Er faßte sich. Entschuldigte sich. Sie fuhren zurück nach Battenberg. Es war eine schweig­same Fahrt. »Wo mag er das Manuskript versteckt ha­ben?« fragte Dierkopf mehrmals. »Ich weiß es nicht,« er­widerte Frau Pauline.

»Ich weiß es heute noch nicht,« erläuterte sie, »und ich begriff nicht, warum mir Carl Friedrich das angetan hatte.« Ich dachte an das pfiffige Lächeln, mit dem mir der Profes­sor damals den Schlüssel zum Safe gezeigt, und ich konnte mir denken, warum er seinen Schatz sogar vor Frau Pau­line verborgen hatte. Wahrscheinlich hatte er gefürchtet, die Arglose könnte unwillentlich etwas verraten, und hatte ihr diese Möglichkeit genommen.

Franz Dierkopf muß ähnliche Erwägungen angestellt ha­ben. Auf alle Fälle war er, wie Frau Pauline berichtete, am Schluß der Fahrt wieder ganz der Alte. Er entschuldigte sich nochmals, erklärte, er sei so heftig geworden nur aus Liebe zu Hedwig, weil er geglaubt habe, ihre Befreiung sei nun unendlich erschwert. Aber er sehe jetzt, nach einiger Überlegung, nicht mehr so schwarz und werde jedenfalls sein Möglichstes tun, Hedwig herauszuhelfen.

Er hatte sich offenbar schon auf dieser Fahrt den Plan sei­nes weiteren Vorgehens zurechtgelegt. Die Frauen konn­ten ihm nicht mehr helfen, sie wußten wirklich nichts, sie standen ihm nur im Weg. Sie mußten fort. Er mußte das Haus haben. Er vermutete das Manuskript im Hause. Don hatte es der Professor versteckt, in einem der zahl­losen Winkel und kleinen Gelasse, oder er hatte es im Gar­ten vergraben.

Hedwig wurde wirklich bald freigelassen. Doch wenige Tage hernach wurden die Frauen von Neuem zur Polizei gerufen. Man teilte ihnen höflich mit, sie seien nicht be­liebt bei der Bevölkerung, man fürchte, sie könnten belä­stigt werden, man möchte ihnen eine neue Schutzhaft er­sparen, und man rate ihnen, ins Ausland zu gehen, man werde ihnen entgegenkommen. Die Ausreiseerlaubnis sei bewilligt. Das Haus am Grünen Weg müßten sie natürlich zurücklassen, mit Möbeln und Büchern, so wie es sei, zum Zweck gründlicher Untersuchung. Aber von ihrem Geld und von ihren sonstigen Wertsachen könnten sie einiges mitnehmen. Man stellte ihnen eine Frist. Zehn Tage.

»Zwei Tage, bevor wir gingen,« erzählte Hedwig, »kam Franz zu uns, in Begleitung eines Herrn von der Behörde. Er entschuldigte sich, er komme im Auftrag, nämlich um nachzuprüfen, ob auch alles an Ort und Stelle und nichts verschwunden sei. Er habe geglaubt, diesen Auftrag nicht ablehnen zu sollen; denn zweifellos sei die Suche für uns weniger peinlich, wenn sie von ihm vorgenommen werde und nicht von einem gefühllosen und vielleicht barschen Beamten. Er habe natürlich nicht den leisesten Verdacht, daß irgendwas am oder im Hause verschwunden oder ver­ändert sei. Aber die Behörde habe nun einmal Weisung, eine solche Suche durchzuführen.«

Er suchte lange. Vier Stunden. »Er kam zu uns um zehn Uhr zwölf,« berichtete Hedwig, »und er ging zwei Minu­ten vor zwei. Ich habe auf die Uhr geschaut. Wir stellen uns den Teufel mit Hörnern und Klauen vor,« meditierte sie. »Ich finde, so, wie Franz damals aussah, so müßte ein guter Maler von heute den Teufel darstellen, das schlecht­hin Böse. Franz war bestrickend höflich. Aber bis zu mei­nem Ende nicht werde ich vergessen die Blicke, mit denen er alles beschaut hat, diese schnellen, forschenden, miß­trauischen, ungeheuer gierigen Blicke, ob ja auch alles an Ort und Stelle sei, Möbel, Kunstwerke, Manuskripte, Bücher. Immer wieder gingen seine Augen rasch und ver­stohlen hinüber zu uns und dann wieder auf die Gegen­stände, auf die Wände, auf die Bücher, ob wir nicht viel­leicht doch was wüßten. Und dabei sprach er immerzu, das war das Gemeinste, er spielte Mitgefühl, und in die­sem Mitgefühl war ein geheimer Triumph, daß nun er im Hause sitzen und daß er das Manuskript mit der berühm­ten Stelle am Ende doch finden werde. Das alles war nicht greifbar, aber es war immer da, seine mühsam unter­drückte, schmierige, triumphierende Bosheit war immer da, sie verbreitete sich durchs Haus wie schlechtes Par­fum. Und immerzu redete er und tröstete uns: ›Jetzt wer­den wir bald zu Ende sein mit dieser peinlichen Forma­lität. Und seien Sie überzeugt, es wird nichts in falsche Hände kommen, es wird alles treulich und sachgemäß be­hütet und verwaltet werden, wie es der Professor selber nicht besser könnte. Und wenn, was ja nicht ausgeschlos­sen ist, am Ende die Manuskripte zum Vorschein kom­men, dann können Sie zurückkehren, und Sie werden alles in bester Ordnung finden. Wir übernehmen das Haus so­zusagen nur zu treuen Händen.‹ Sie kennen ja seine Stimme, Sie kennen seine Wohlerzogenheit, er war immer ein Musterschüler mit einer Eins im Betragen. Übrigens hat sich Mutter großartig gehalten, sie ist brav mitgegan­gen durch alle Räume des Hauses, die ganzen vier Stun­den, so anstrengend es war, sie hat sich nicht gesetzt, sie hat auf alle Fragen sachlich Auskunft gegeben.«

Welche Tapferkeit erst mußte Hedwig aufgebracht haben, diese vier Stunden zu überstehen, ohne Ausbruch, und die geschmeidigen Bosheiten des Mannes hinzunehmen, der ihr Verlobter gewesen war.

Sie schloß ihren Bericht. »Jetzt also hat er das Haus,« sagte sie, »und wir sitzen hier.«

Einige Zeit nach meiner Begegnung mit den Damen Rapp kam zu mir der alte Schweizer Bibliothekar Spengel, ein tüchtiger Mann, mit dem Professor Rapp oft und gerne gearbeitet hatte. Jetzt nahm Staats rat Dierkopf häufig seine Dienste in Anspruch.

Auch zu mir kam Bibliothekar Spengel im Auftrag des Staatsrats. Ja, Franz Dierkopf hatte die Stirn, mir einen Brief zu schicken, eine Aufforderung. Durch umständ­liche Nachforschungen hatte er ermittelt, wo damals Pro­fessor Rapp jenes Scholion entdeckt hatte. Zwar hatten diejenigen, durch deren Hände damals das Manuskript ge­gangen war, ›die Stelle‹, das Zeugnis, übersehen oder doch ihre Bedeutung nicht erkannt; aber vielleicht konnten sie aus der Erinnerung Auskunft geben über das oder jenes, was einem weiterhelfen mochte. Dierkopf, in schönen, dringlichen Sätzen beschwor mich, das Lebenswerk des Professors nicht zugrunde gehen zu lassen. Ich möge doch um der Sache willen dem Bibliothekar Spengel nach Kräf­ten Beistand leisten. Es gehe um die Wissenschaft, es gehe um eine Idee, der wir schließlich beide dienten, wenn auch von verschiedenen Lagern aus.

Bibliothekar Spengel erzählte mir von den unermüdlichen Anstrengungen, welche Staatsrat Dierkopf unternommen habe, um die verlorene Handschrift wieder ans Licht zu fördern. Bei allen Banken des Reichs habe die Polizei nachgeforscht, ob dort Professor Rapp einen Safe gemie­tet habe, ohne Ergebnis. Staatsrat Dierkopf sei nach wie vor der Meinung, die Handschrift müsse sich in dem Haus am Grünen Weg finden. Er sei fest überzeugt davon, gera­dezu besessen sei er von dieser Idee. »Ist es nicht merk­würdig,« meinte Bibliothekar Spengel, »daß ein Mann von den Verdiensten und vom Format Dierkopfs sich in Battenberg vergräbt? Er hätte natürlich den Lehrstuhl in Berlin haben können, er hätte haben können, was immer er wollte. Aber sein wissenschaftliches Pflichtbewußtsein hält ihn in Battenberg, in dem Haus am Grünen Weg. Das ganze Haus hat er, alle Mauern und Winkel, von Fachleu­ten beklopfen und untersuchen lassen, den ganzen riesi­gen Garten umgraben. Er selber, der Staatsrat, steht manchmal des Nachts auf, getrieben von seiner Idee,– der Gärtner hat mir’s erzählt – und er betätigt sich mit der Hacke, er schaufelt und er gräbt.«

Da Herr Spengel merkte, wie sehr mich sein Bericht inter­essierte, erzählte er mir weiter. In der nächsten Umgebung des Staatsrats, vertraute er mir an, spreche man von seinen Bemühungen, die Handschrift aufzutreiben, als von einer Manie, einer fixen Idee. Gauleiter Scheffler habe es seinem Schwiegersohn sehr übel genommen, daß er den Ruf nach Berlin abgelehnt habe, um einer solchen ›Narr­heit‹ willen. Professor Dierkopfs Frau, die Tochter des Gauleiters, habe es in dem Haus am Grünen Weg nicht mehr ausgehalten. Sie sei eine lebenslustige Dame, sie sei empört gewesen über ihren Mann, daß der nicht nach Berlin gegangen sei, sondern statt dessen in dem unge­mütlichen Haus seinem Spleen nachgehe. Sie lebe die meiste Zeit fern von ihrem Mann, man rede davon, daß sie sich für immer von ihm trennen wolle. »Solche Op­fer,« rühmte Bibliothekar Spengel seinen Auftraggeber, »bringt der Professor der Wissenschaft.«

Ich verspürte eine böse, herzliche Freude bei diesem Be­richt. Da saß also Franz Dierkopf als Herr und Eroberer in dem Haus am Grünen Weg, er hatte den Professor und die Seinen daraus vertrieben. Aber er wurde des Hauses nicht froh.

So hatte ich es gewünscht, so hatte ich es gehofft, so hatte ich es erwartet. Professor Rapp hatte Dierkopf einen Lumpen genannt, aber Franz Dierkopf war kein einfa­cher Lump, kein bloßer Karrierist. Ich hatte ihn mir lange angeschaut mit dem scharf prüfenden Aug des Übelwollens, und ich wußte, es war nicht simpler Ehr­geiz, der ihn so begierig nach jenem Manuskript mit dem Zeugnis des Symmachos aus Milet suchen ließ. Franz Dierkopf war ein Wissenschaftler, er hatte Intuition, Fantasie.

Franz Dierkopf hatte sich zeitlebens befaßt mit Studien über die Weisungen des ersten jüdisch-christlichen Kate­chismus, über die Gleichnisse des Alten und des Neuen Testaments, über die Lehren der Bergpredigt, mit den Gestalten der Verräter und falschen Propheten, wie die Legende sie geformt hat von Bileam bis Judas. Er mußte durchtränkt sein von Erkenntnissen und Vorstellungen, wie sie in jenen biblischen Zeugnissen niedergelegt waren. Es war nicht denkbar, daß von einem solchen Manne diese Erkenntnisse von einem Tag zum andern sollten abgeglit­ten sein. Er mochte ihnen mit geübtem, advokatischem Verstand Thesen vom Herrenmenschentum entgegenset­zen, er mochte diese jüdisch-christlichen Begriffe lächer­liche Schwachheiten nennen, atavistisches Geträume, Überbleibsel eines magischen Zeitalters: er blieb trotz­dem, ich wußte es mit mathematischer Gewißheit, infil­triert mit den Lehren der Bibel. Er konnte seine Anseele, sein Gewissen nicht los werden, welche Bezeichnung im­mer er dafür gefunden haben mochte.

Ich erinnerte mich der Stunde, da er mir, damals im Rats­keller, erzählt hatte, wie ihn, vom Erwachen seines Be­wußtseins an, das Haus am Grünen Weg angezogen und gleichzeitig bedrückt habe. Überaus plastisch hatte er er­zählt, wie dem Knaben die Dinge lebendig geworden wa­ren. Ich konnte mir gut vorstellen, wie er sich jetzt mit dem ganzen neu erworbenen Rüstzeug seines zynischen Rationalismus wehrte gegen jene Knabenträume. Und wie er doch nicht dagegen aufkam. Das spukhafte Eigenleben, das die Dinge des Hauses am Grünen Weg dem Knaben angenommen hatten, wurde nur wilder und krauser. Er saß an dem Schreibtisch, dem mächtigen Schreibtisch aus dem Refektorium des Klosters, und arbeitete, und die Aufgabe ging über seine Kraft, und der Schreibtisch wuchtete riesenhaft, bedrohlich. Die Schatten der verwin­kelten Gänge schreckten ihn. Über die Sibylle kam der Gott, und sie begann, zu ihm zu reden, ›rasenden Mun­des, Ungelachtes und Ungeschminktes und Ungesalbtes.‹ Die Bücher, in denen er las, waren versehen mit Anmer­kungen des Professors; es konnte nicht anders sein, als daß Franz Dierkopf die Hand sah, die diese Buchstaben ge­schrieben hatte, die zierlich verschnörkelten, spitzen grie­chischen und die großen, kantigen, blockigen hebräi­sehen. Und schwerlich mochte Franz Dierkopf Ruhe fin­den und Behagen, wenn er im Garten saß, auf der Stein­bank, auf welcher von den Zeiten des Professors her vor­sorglich bequeme Kissen bereit lagen, und hinaufschaute in das Geäst des großen Ahorns, des Lieblingsbaumes des Professors.

Das Haus ist gefährlich, das Haus macht ihn verrückt, er weiß es. Aber das Haus läßt ihn nicht los. Da geht er also nächtlicherweile in den Garten und gräbt und sucht und sucht und gräbt. Er arbeitet sich umsonst ab, der lächer­liche Schatzgräber, er wird nichts aufstöbern als Regen­würmer. Ich kannte meinen Professor Rapp. Der ist gründlich gewesen, der hat sich gesichert. Der hat seinen Symmachos so versteckt, daß ihn kein Dierkopf findet. Er hat, der Vorsichtige, pfiffig boshaft und vergnügt, Dier­kopf genau so viel erzählt, daß der bestimmt weiß: ja, das Zeugnis existiert, daß er aber allein nicht weiterkommt. Und wenn er den ganzen Schwarzwald umgräbt, und wenn er zehn deutsche Bibliothekare bei allen Antiquaren der Welt herumstöbern läßt: er wird nichts finden. Der Professor gibt das Zeugnis nicht heraus an einen, der das Wort mißbraucht hat zum Falschen.

Im dritten Kriegsjahr traf ich Bibliothekar Spengel von Neuem. Er erzählte mir, was für ein Ende Staatsrat Dier­kopf genommen hatte.

Es war mit seiner Manie, mit seiner Ausgräberei immer schlimmer geworden, und es war diese Ausgräberei, die schließlich seinen Untergang herbeiführte.

Eine vereinzelte Bombe, abgeworfen eines Nachts über dem Gelände von Battenberg, hatte ihn getötet. Die Ver­mutung liegt nahe, daß es die letzte Bombe war eines Flie­gers, der von einer erfüllten Mission heimkehrte und an­gezogen war vom Licht des in seinem Garten grabenden Dierkopf.

Ich habe, ich gestehe es, als ich dies vernahm, den Becher meiner Freude bis auf den letzten Rest ausgekostet und keinen Tropfen davon hergegeben.

Vor kurzer Zeit traf ich übrigens Hedwig wieder. »Ich muß oft an das Manuskript denken,« sagte sie. »Bestimmt ist es gut verwahrt in einem metallenen Behälter, das Per­gament leicht überölt. Und ich stelle mir vor, – ich weiß nicht, warum – Vater hat es in der Erde eines Weizenackers vergraben.«

Das war eine ansteckende Vorstellung. Deutlich sah ich, was sie sah, Weizen im Wind, und darunter, tief und sicher in der guten Erde, den Behälter mit dem Manuskript.